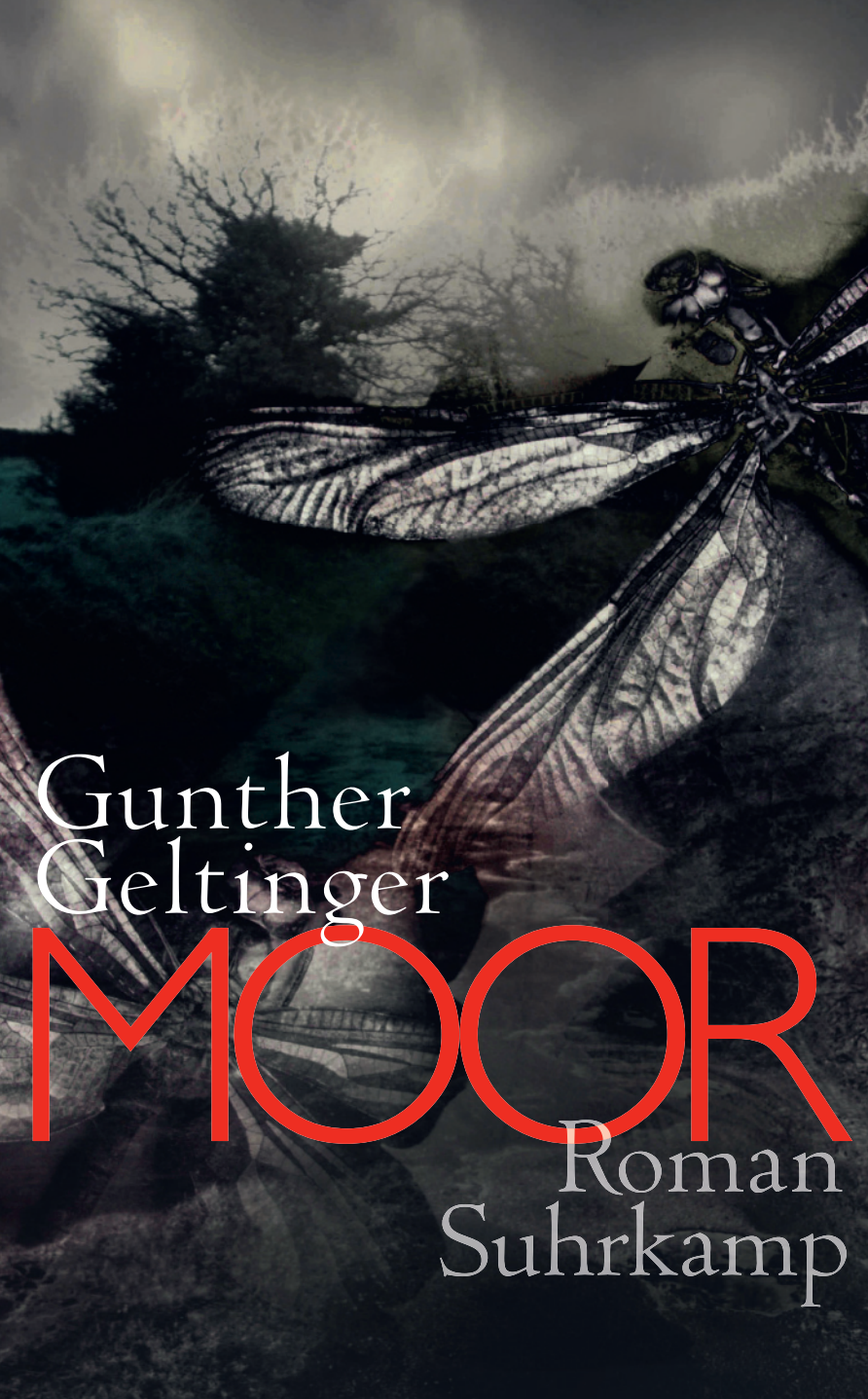




Gunther  
Geltinger

# MOOR

Roman  
Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 4562

Wenn es gut läuft für den dreizehnjährigen Dion, wenn also seine Mutter hinreichend nah und die Grenze zwischen ihr und ihm gerade richtig gezogen ist, dann ist auch das Moor eine Landschaft voller Verheißungen. Dion wohnt seit dem Tod des Vaters, der Bauer war, allein mit seiner Mutter in einem norddeutschen Dorf, im letzten Gebäude hinter den Ställen. Morgens, wenn die Mutter ihr Bad im Moor nimmt, kann er den Wind in den Binsen hören. Aber wenn die Mutter, eine erfolglose Künstlerin, ihr Scheitern mit einer grenzüberschreitenden Liebe zum Sohn kompensiert, erlebt Dion das ganze Elend des zu früh erwachsen Gewordenen.

Gunther Geltinger schildert das sexuelle Erwachen Dions, die tabletten- und alkoholsüchtige Mutter, die Grausamkeiten aus dem Dorf. Sein Roman ist »wie ein Gang durch das Moor, wo den Wegen so wenig zu trauen ist wie dem Erzählten, aber geleitet von der Musik der Sprache, groß und malerisch, genau, stotternd und verletzlich wie ein lebender Organismus«. *WDR*

Gunther Geltinger, 1974 in Erlenbach am Main geboren, lebt heute in Köln. Er studierte Drehbuch und Dramaturgie an der Universität für Musik und Darstellende Kunst in Wien und an der Kunsthochschule für Medien in Köln. Sein von der Kritik gefeiertes Debüt *Mensch Engel* (st 4182) erschien 2008.

Gunther Geltinger  
MOOR

Roman  
Suhrkamp

Erste Auflage 2014

suhrkamp taschenbuch 4562

© Suhrkamp Verlag Berlin 2013

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagfoto: Eberhard Grames

Umschlag: Hermann Michels und Regina Göllner

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46562-2

MOOR



## Das Märchen von der Libelle im Rochen

In einem großen Wasser, auf dem finsternen Grund, lebten vor langer Zeit eine Libellenlarve und ein Rochen. Der war sehr gefräßig und wollte bald auch die Libellenlarve verschlingen. Du darfst mich nur fressen, sagte sie, wenn du mich in ein Mädchen verwandelst. Der Rochen sperrte das Maul auf und verschluckte die Larve. Kaum im Bauch angelangt, wurde sie zu dem Mädchen und lebte fortan im Innern des Fisches. Manchmal erhob er sich aus dem Schlamm und stieg in die oberen Schichten, wohin noch die Strahlen der Sonne drangen, so dass durch seine weiße Unterseite der Umriss eines Kindes schimmerte. Das Mädchen wuchs heran und wurde größer, bald konnte der Rochen es nicht mehr beherbergen. Er schwamm ans Ufer und spuckte seine Bewohnerin aus. Ich lass dich frei, sagte er, aber dafür bringst du mir dein Kind. Andernfalls verwandle ich dich zurück in eine Libelle.

Die schöne junge Frau brachte einen Sohn zur Welt und lebte mit ihm viele Jahre glücklich in einem Haus am Wasser. Als der Junge schon fast ein Mann war, spürte die Mutter, wie sie sich zu verändern begann. Ihr wuchsen Flügelhäute, und sie magerte ab. Immer wieder trieb es sie ans Wasser, wo der Rochen schon wartete. Eines Tages nahm sie ihren Jungen dorthin mit, und trotz seiner Angst vor dem Wasser schwamm er mit ihr hinaus. Als sie weit genug vom Ufer entfernt waren, umarmte sie ihn ein letztes Mal, dann drückte sie ihn in die Tiefe, dem Rochen direkt ins Maul.

Doch als er in den Bauch des Fisches rutschte, verwandelte er sich in eine Libellenlarve. Die war so klein, dass sie durch die Eingeweide hindurch aus dem Rochen herausschwamm und sich im Schlamm versteckte. Dort wartet sie nun auf den Sommer, in dem sie schlüpfen und davonfliegen wird, zurück zur Mutter.



eins.  
HERBST

Niemand spricht hier. Wo du hinlauschst, ist Wasser, stehen Erlen, in den Binsen zerrt Wind. Auch der Nebel hat keinen Ton, nur seine Gestalten, die aus dem Nichts kommen, dich anstarren und gehen. Den Worten am ähnlichsten ist noch der Regen. Er rauscht in fließenden Sätzen herab, gerät über den Bäumen ins Stocken, stottert auf Blätter die Konsonanten, gluckst dunkle Vokale in Mulden, und wenn das eine ins andere tropft, eine Bö fauchend durchs Laub fährt, flinke Wellen aufwirft, den Dunst zerreißt und das Schilf verwirrt, hörst du in alldem doch meine Stimme.

Du hockst auf dem Baumstumpf, Schirm vorm Gesicht, Schultern gebuckelt, dein Finger steckt im Mooskissen an der Wurzel, oder ist es die Pflanze, die am Finger klebt, eine geheime Berührung, irgendwie zärtlich. Der Film auf den Blättern fühlt sich schmierig an, wie der Tropfen, den du dir am Morgen aus der Schlafanzughose gewischt hast. Du gibst dem Gefühl die Farbe Weiß. Weiß sind die Morgen mit Marga am Teich. Ihr Bademantel, der Dampf in den Gräben, das unentschlossene Licht zwischen den Stämmen und ihr Spiegelbild auf dem Wasser, das erst braun und durchsichtig wird, wenn die Sonne steigt. Als du noch Kind warst, musstest du an Cola denken, ein tiefes Loch voll dort, wo der alte Ast hineingreift und etwas beharrlich nach unten drückt, du hast dir vorgestellt, wie es ist, in der Brause zu ertrinken. Doch der Baum hat sich noch nie bewegt, nichts tauchte je

auf, jetzt bist du dreizehn, und selbst wenn die Mittagssonne senkrecht steht, ist das Wasser dort schwarz, grimmig und verschwiegen, wie heute in dem Traum, aus dem Marga dich weckte.

Du warst nackt und in lebensgefährlicher Tiefe, mehr hast du nicht mehr gewusst, als sie die Bettdecke wegzog und dein Blick wie jeden Morgen auf die große Wanduhr fiel, auf der ursprünglich ein dottergelber Mond freundlich grinste, den sie als Geburtstagsgeschenk zum blutroten Kopf einer Heidelibelle übermalt hatte, ihr erster Angriff auf deine Kindheit, so dass nun nicht mehr das gütige Nachtgesicht, sondern ein Raubinsekt die Zeit deiner Träume bemisst, aus den Facettenaugen des Zifferblatts, das kurz nach sieben anzeigte, und das Zimmer noch dunkel, jetzt war der Sommer endgültig vorbei. Sie drückte dir den Kuss mit dem Schlafgeruch auf die Stirn und sagte: Guten Morgen, Liebling, gehen wir zum Teich?

Du blickst auf deine Armbanduhr. Schon kurz vor halb acht. In vierzig Minuten beginnt die Deutschstunde, in der du dein Referat halten musst, Thema: die Libelle. Du hättest es gerne noch mit der Mutter geübt. Sie steht im Nachthemd am Ufer, im feuchten Seidenstoff zeichnen sich die Konturen ihres Körpers ab, Brust, Hüftknochen, die Höcker des Rückgrats wie unter einer zweiten Haut. Sie pellt sich heraus, ruft: Schau zu den Erlen!, und wirft dir das Bündel zu. Du streckst die Hand aus, eine automatische Bewegung, bei Wind und Wetter an unzähligen Morgen einstudiert, du beherrscht sie buchstäblich im Schlaf, denn die Müdigkeit kehrt zurück und lähmt deine Augen, die eine Sekunde zu tief in das Nest zwischen ihren Schenkeln dringen, das sie dir in der

Wurfbewegung zukehrt und gleichzeitig vor dir verbirgt, einen Arm halb ausgestreckt, den anderen geknickt über dem Schoß, wie zwei zaghaft auffächernde Flügel. Wenn eine Libelle schlüpft, heißt es in deinem Vortrag, ist ihr der neue Körper noch fremd. Der Moment kommt dir verlangsamt vor, eine Zeitlupe wie am Morgen, als du beim Erwachen die Holzuhr sahst und sich auf dem Insekt der Sekundenzeiger nicht mehr zu regen schien, dann aber doch zur nächsten Ziffer sprang.

Das Nachthemd klatscht dir kalt ins Gesicht, du schreckst hoch. Jeden Tag hat sie sich vor dir ausgezogen, doch erst jetzt verstehst du, warum du immer zu den Erlen schauen solltest. Sie kreist die Arme, dehnt den Rücken, steht schon mit den Füßen im Wasser. Du frierst vom Hals abwärts, nur auf den Wangen spürst du plötzlich die Hitze. Wie sie dir ihre Blöße vorführt. Dein Blick flieht ans gegenüberliegende Ufer, doch die Erlen sind überall, die Erlen umstehen den ganzen Teich, erst bei dem abgespaltenen Ast bleibst du hängen. In dem Traum, erinnerst du dich, warst du an dieser Stelle unter Wasser, eingeschlossen in das brausende Dunkel, und als du um Hilfe rufen wolltest, quoll dir der Torf in den Mund. Dein Körper schwoll von innen gegen die Haut und zerbarst. Dann muss der Ast dich hochgerissen haben, du schlugst die Augen auf.

Zu spät, sie hielt dich schon in der Hand. Du hast sie weggestoßen und dich umgedreht, in die Ritze zwischen Wand und Matratze. Die Erektion fühlte sich anders an, härter, fordernd, war nicht mehr so zufällig wie gestern, als du dich noch schlafend auf den steilen Gipfel gewälzt hast und von dem plötzlichen Druckgefühl erwachtest. Auch die Libelle

auf der Uhr kam dir röter vor, lauernd, die Mundwerkzeuge schienen nur darauf zu warten, beim nächsten Ruck des Sekundenzeigers vorzuschnellen. Marga beugte sich über dich, du hast ihr Gewicht an deinem Hals gespürt und das Bädöl gerochen, Lavendel, ihren sogenannten Wohlfühlduft, in dem sie sich bis Mitternacht räkelt. Hast kaum atmen können, im Kragen staute sich die Luft. Die Feuchtigkeit löste auch die Gerüche aus tieferen Hautschichten, bitteren Schlafschweiß, der von ihren Tabletten rührt, Spuren von Parfum und kaltem Qualm, darunter etwas Saures, Abgestandenes, von ihrem Besäufnis am Vorabend oder noch vom Teich. Da hast du die Augen wieder geschlossen, um dir mehr Platz zu schaffen. Dich zurück in den Schlaf gewünscht, als sie deine Hand unter das Nachthemd auf den Bauchnabel schob. Weiter unten das Haar, weicher als Wollgras, doch borstiger als am Baumstumpf das Moos. Heute Nacht, sagte sie, habe sie geträumt, sie sei wieder mit dir schwanger. Das knotige Nabelloch mit der Grasritze darunter hast du dir als Eingang zu einer mit Moorwasser gefüllten Schwimmblase vorgestellt, die ein stummes, glitschiges Wesen ausquetscht, dich, Dion, den schmiegsamen Jungen mit dem komischen Namen, für den du nichts als Spott und Gelächter geerntet hast. *Alle Kinder hat der Storch gebracht, nur Dion nicht, den hat das Moor gemacht*, das war der Spruch gewesen, der dir entgegenkrähte, wenn du morgens vom Teich in den Kindergarten gestolpert bist, regennass und mit schmutzigen Schuhen an den anderen Müttern vorbei, die ihre Söhne und Töchter trocken und warm verpackt hatten. Ob sie dir nicht reiche, hatte Marga erwidert, als du sie wieder einmal nach deinem Vater fragtest. Tatsächlich ähnelst du keinem Mann im Dorf, ja kaum deiner Mutter. Sie ist strohblond, du hast moorbraunes Haar mit Rotstich

und Sommersprossen um die Nase, die im August, deinem Geburtsmonat, zeitgleich mit der Besenheide blühen, auf einer schlaffen, ein wenig schwammigen, sommers wie winters farblosen Haut, die keine Hitze verträgt, sich in der Sonne buchstäblich auflösen droht wie morgens der Nebel. In Margas Augen spiegelt sich grau bis kobaltblau der Himmel, deine aber haben schon immer lieber in die dunklen Tümpel gestarrt, den Libellenlarven entgegen, die zum Schlüpfen ans Licht steigen.

Selbst deine Sprache hast du angeblich von mir. Das hat Gorbach dir gesteckt, der Klassenlehrer, als dir beim Vorlesen aus dem Deutschbuch nur ein Blubbern über die Lippen kam. Du bist stumm wie ein Tümpel, hat er gestöhnt und den Nächsten aufgerufen. Die Klasse kicherte, Benno, dein Banknachbar, las wie geschmiert, unter deiner Zunge staute sich noch immer der Speichel, ein Tröpfeln und Drippeln wie in den verborgenen Rinnsalen der Schlenken, wo das Wasser steigt und fällt und doch nie fließt. Beim Vorlesen, Abfragen und Referieren quellen dir die Worte in den Mund, sauber gereiht zu langen, strömenden Sätzen, die dann als Spuckebläschen in die Welt platzen, mitten hinein in dein Gestammel und in die Sehnsucht nach einer anderen und ungefährlichen Sprache ohne Klingen und Kanten, weich und makellos wie morgens die Stille am Teich. Du willst nur noch in den Geräuschen des Moores sprechen, mit meinen Stimmen dein Schweigen durchbrechen, flüsternd bei Regen, brüllend im Sturm, und wenn du dich doch an einem Wort feststotterst, hören die anderen von dir nur ein Pladdern in den Traufen oder das leise Knacken der Tothölzer draußen im Bruch.

Irgendwann bist du raus aus der Enge ihrer Umarmung und mit einem Sprung vor die offene Schranktür, die deine Erregung halbwegs verbarg. Sie stand auf, ging zum Fenster und war plötzlich sehr weiß vor dem aufscheinenden Tag. Deinen Pimmel habe ich schon gekannt, als er noch eine Larve war, sagte sie in die Morgendämmerung hinaus, sprach es in den Nebel, der sicher bald als Regen niedergehen würde, mit einer Stimme, die scharf und beleidigt klang, wie immer, wenn du sie verärgert hast. Einen quälend langen Moment der Drang, sie in den Arm nehmen und trösten zu müssen, für etwas, das du nicht benennen konntest. Noch immer sauer wegen gestern?, fragte sie und kam herüber, und da erst hast du die kaputte Lippe gesehen.

Der Zustand ihres Mundes ist schon immer ein Gradmesser für ihre Stimmungen gewesen. Du kannst ihr die Laune buchstäblich von den Lippen ablesen, glatte bedeuten guter, aufgeplatzte schlechter Tag, dann hat sie nicht malen können und auf der Unterlippe gekaut, eine schlaflose Nacht gehabt oder etwas getan, das sie im Nachhinein bereut, selten sind Mund und Gemüt deiner Mutter ohne Risse und Wunden. Ute sei krank geworden, da habe sie einspringen müssen. Sie legte dir die Hand auf die Schulter, du hast sie weggewischt und im selben Moment wieder nehmen und fest an dich drücken wollen. In der Galerie war viel los, fügte sie hinzu, keine Zeit zum Anrufen, eine Behauptung, die du ihr noch nie geglaubt hast. Sie sagte es vorwurfsvoll, als hätte Ute sie abgehalten, die Galeristin, die einmal aus Hamburg gekommen war, um mit ihr Bilder auszuwählen, und dich sogar nach deinen Favoriten gefragt hatte. Du hast auf die Moorbilder gedeutet, die dir gefallen, Birkenstümpfe wie Skelette, ein Gewitter über dem Teich, wo Wolken sich zu

Fratzen ballen. Ute sagte, hübsch, und entschied sich für die Akte, meist Selbstporträts, die deine Mutter seitdem jeden Mittwoch ausstellt, wenn im Viertel Kunstmarkt ist und die Galerie angeblich mit Touristen überfüllt.

Sobald du aus dem Haus bist, fährt sie mit einem Kofferraum voll Nackter weg und kommt spät in der Nacht mit denselben wieder zurück. Du hast dir angewöhnt, die Bilder zu zählen, wenn du ihr beim Ein- und Ausladen hilfst, und bisher hat noch nie eines gefehlt. Wenn sie gegen Mitternacht heimkommt, ist ihre Laune mies. Sie raucht auf der Veranda noch zwei Zigaretten und trinkt in der Küche hastig den Wein. Du hörst sie kommen und steckst dein Tagebuch schnell in die Bettritze. Schreibst du wieder schlecht über mich, grinst sie, zieht dir den Stift aus der Hand und legt sich in kalten Kleidern zu dir. Mittwochs riecht sie anders als sonst, nach Stadt. Sie liegt ein paar Minuten reglos da und atmet schwer. Was hast du gemacht?, fragt sie, obwohl sie es weiß. Du warst wie immer vormittags in der Schule, später bei den Hausaufgaben und danach draußen an den entlegenen Tümpeln, wo du den Adlerfarn und die Stängel des Schnabelrieds nach den Schlupfhäuten der Libellenlarven für deine Sammlung abgesucht hast. Du stützt den Kopf in die Hände und schaut sie an. Manchmal beben die Nasenflügel, eine Haarsträhne, die über ihrem Mund liegt, zittert im Atem, ein Lid zuckt. Sie tut, als schliefe sie, doch du weißt, dass sie noch etwas will. Trotz Puder scheint sie dir blass und abgekämpft, das Kajal um ihre Augen ist zerlaufen, den Lippenstift hat sie schon abgewischt und die Heilsalbe aufgetragen; mit all den Schichten im Gesicht ist dir die Mittwochsmutter stets ein wenig fremd. Mittwochs hat sie oft keine Zeit oder Lust, zum Teich zu gehen, zieht schwarze Strümpfe an, tupft Parfüm

auf den Hals und toupiert sich das Haar, stundenlang ist das Bad besetzt, du pinkelst auf dem Schulweg gegen den Zaun. Morgens summt sie die Radioschlager mit und flucht am Abend über den Saustall im Haus, den sie selbst angerichtet hat. Erst ist ihr Mund blutrot, dann, nach ihrer Rückkehr, weiß von der Creme. Den Mittwoch hast du nie gemocht; er macht dich einsam und traurig, und Marga bekommt er nicht gut. Du suchst auf ihrem Mund einen Hinweis, warum der Mittwoch ein böser Tag ist, doch wegen der Schmiere darauf kannst du nicht sehen, wie es ihr tatsächlich geht. Sie dreht dir das Gesicht hin, zieht eine Schnute und verlangt den verdienten Kuss. Du beugst dich über sie, nimmst die Haarsträhne zwischen die Lippen und legst sie ihr auf die Schläfe. Sie sagt: Alles wieder gut.

Doch gestern, Dion, war gar nicht Mittwoch und sie trotzdem fort bis spät in die Nacht. Nach der Schule lag ein Zettel auf dem Tisch: Muss in die Galerie, und in ihrer steilen Kinderhandschrift darunter: Essen nicht vergessen. Dein Magen zog sich zusammen, ein Schmerz begann darin zu wühlen, Bisse wie von einem mit Zähnen bespickten Maul. Du hast den Deckel vom Pott gehoben, darin der duftende Allestopf, der so heißt, weil man praktisch alles, was die Vorratsschränke hergeben, in dem Sud verkochen kann. Wenigstens hatte sie dir das Leibgericht zubereitet, das zu essen du aber dann doch verweigert hast, aus Protest gegen die Lüge. In der Scheune nämlich hat kein Bild gefehlt, all die Kofferraumnackten standen herum, darauf posierte die Mutter in Grätsche und gefährlich verkrümmt, zwischen den Beinen ein schwarzer Zacken, kein Wollgrasnest, ein tiefer Spalt, noch nie war dienstags Kunstmarkt gewesen. Der Schmerz kaute und fraß, du hast an den Farbtuben und Terpentinbechern

geschnüffelt, der Lösungsmittelgeruch riss die Bauchwunde noch größer, ein rotes Gefühl, weil du plötzlich an den Sonnentau denken musstest, wenn du die kleinen Mücken von deinem Arm auf die wie Blutstropfen leuchtenden Tentakel der Moorpflanze schnickst, die sofort zupacken und beginnen, ihr Opfer bei lebendigem Leib zu verdauen.

In Gedanken hast du sie übel beschimpft und einen Verdacht in die Kladde gekritzelt. Den Rest des Nachmittags dann im Zimmer verhockt, immer mit Blick auf den Heidedamm, wo nie ein Wagen fährt außer dem Trecker und ihrem alten Ford. Hast im Kopf wieder und wieder das Referat abgespult, um die Zeit rumzukriegen. Doch die Hoffnung, mit ihr wenigstens einmal einen Durchlauf zu proben, war zerstört, aufgefressen von diesem Gefühl, das noch qualvoller war als das Gespött der Klasse und deine Stotterangst. Es schien sogar die Zeiger auf der Libellenuhr zu bremsen, die bei jedem Blick zur Wand langsamer wurden, krochen, voranzuckten, wieder krochen, bis kurz nach vier. Du hast dich aufs Bett geschmissen, reglos dagelegen und zugesehen, wie die Libelle mit ihren Zangen die Zeit aus deinem Körper riss. Dann war es plötzlich fünf, mittwochs um fünf ruft sie aus der Galerie an und will wissen, ob du gegessen, deine Hausaufgaben gemacht und dein Zimmer aufgeräumt hast. Manchmal, wenn gerade niemand zuhört, fragt sie leise, ob du sie vermisst. Da bist du raus aus dem Bett und runter zum Telefon, doch um Viertel nach war der Apparat noch immer stumm und das Loch in deinem Bauch so groß, dass das Haus, der Heidedamm, das Dorf und das ganze Moor mit seinem ewig unbehausten Himmel darin zu verschwinden drohten. Irgendwann hast du den Hörer abgenommen und in dem leeren Ton meine Stimme gehört.

Sie kam spät nach Hause, später als sonst, fett und vollgefressen saß die Libelle auf Viertel nach eins. Du hast dem Knirschen der Reifen auf dem Schotter gelauscht, bis der Motor des Fords verstummte, dann das Licht gelöscht und dich schlafend gestellt. Erst nach mindestens drei Zigarettenlängen schlug die Verandatür. In der Küche knallte ein Korken, dann blieb es lange still, der Schlaf lockte und zerrte, du hast dich stur dagegengestemmt. Traumfetzen verklebten dir die Augen, beim Blinzeln sahst du sie im Türrahmen stehen. Dann spürtest du sie. Ein Beben ging durch die Matratze, du hast dich in die Ritze gedrückt. Sie war jetzt so nah, dass sie dir den Atem in die Nase blies, er stank nach Zigaretten und Wein. Plötzlich begann ihr Körper zu zittern, sie legte das schwere Bein auf dich und presste ihr Gesicht an deinen Hals, wo es nach einer Weile warm und feucht wurde. Obwohl es wie verrückt juckte, hast du dich nicht gerührt. Sie zerrte deinen Arm unter der Bettdecke hervor und zwang ihn um ihren Leib, und als würde die Geste eine tiefe Lähmung in dir lösen, hast du sie endlich herangezogen. Das Jucken ließ nach, nichts bewegte sich mehr. Nur die Augen der Libelle wanderten von euren Füßen über die Körper zu den Köpfen und durch die rote Nacht wieder zu den Füßen zurück, Minuten, in denen du noch einmal das Kind warst, das tastend die Haarsträhne auf ihrer Wange sucht und sich wünscht, nie mehr anders zu schlafen, kein anderer zu sein, so und nicht anders mit ihr zu bleiben. Da drehte sie den Kopf, vielleicht selbst erschrocken über die plötzliche Enge; statt um die Strähne schloss dein Mund sich um die Lippenkruste. Sie schmeckte nach Teich, ein wenig bitter und rostig. Ein einziges Mal hattest du einen Tropfen probiert, ihn, verführt von der Farbe, aus der Handfläche geleckt und die eisensaure Moorbrühe angeekelt wieder ausgespuckt. Die

Enttäuschung war ähnlich gewesen, farblos und taub, kein Gefühl eigentlich, eher etwas, das plötzlich fehlte.

Da hast du sie weggestoßen und zum Lichtschalter gelangt. Sie wischte sich die Tränen von den Wangen, stützte sich auf und sagte: Alles wieder gut, doch du wusstest, dass der Satz, genau wie der Zettel am Morgen, gelogen war. Auch ihr Kleid erschien dir wie ein Verrat. Es gehörte nicht zu ihrer Mittwochsgarderobe und war rot. Der Gutenachtkuss war verpatzt, das Kind von der Mutter geprellt, der Teich hat noch nie nach Cola geschmeckt, sondern schon immer ein wenig wie altes Blut; es wird Zeit, Dion, dass ich dir über all das endlich die Wahrheit sage. Sie sah dein misstrauisches Gesicht, löschte das Licht und ging ins Bad, wo du noch lange dem Plätschern aus der Wanne gelauscht hast, bis ich sie ins Wasser tauchte und dich in den Schlaf.

Du schreckst aus deinen Gedanken hoch. Sie steht schon bis zu den Hüften im Teich, planscht und schlingt die Arme um die Brust, die Einleitung zu ihrer Regenpantomime, wie du im Tagebuch das allmorgendliche Badetheater bei diesem Sauwetter nennst; was jetzt kommt, kennst du genauso auswendig wie deinen Vortrag, der, stellst du mit einem weiteren Blick auf die Uhr fest, in weniger als einer halben Stunde aus deinem Hirn auf die Zunge und hinaus in die Welt muss. Im Kopf durchkämmt du das Referat noch einmal Satz für Satz nach Stotterfallen, streichst Konsonantenfolgen aus oder ersetzt sie durch vom Sinn her ähnliche Worte, an denen weniger Widerhaken drohen. Lässt dabei die Mutter nicht aus den Augen, lachst sogar zu ihr hin, bist ganz liebes Kind. Sie steckt sich das Haar mit der Spange hoch, was sinnlos ist, denn es klebt ihr bereits nass im Nacken. Gleich